

John A. Lynn: *Battle – A History of Combat and Culture*, Perseus Books Group, Boulder 2003, XXV, 399 S., 24,21 € [ISBN 0-8133-3371-7].

Das hier zu besprechende Buch hat in den Vereinigten Staaten und Großbritannien bereits soviel Aufsehen erregt, dass Konferenzen und Seminare darüber abgehalten werden. Der Autor ist Professor für Geschichte und lehrt an der Universität von Illinois Urbana-Champaign und an der Marine Corps Universität in Quantico/Virginia.

Bisher war Lynn in der Frühen Neuzeit zu Hause – mit kleinen Ausflügen in das Mittelalter und das 19. Jahrhundert. Zwei seiner bisher bekanntesten Werke sind „Bayonets of the Republic: Motivation and Tactics in the Army of Revolutionary France 1791-94“ (1984) und „Giant of the Grand Siecle: The French Army 1610-1715“ (1997).

In „Battle“ behandelt Lynn einen Zeitraum, der von der Antike bis in die heutige Zeit reicht. Dabei versucht er nicht weniger als drei der wichtigsten Theorien in der modernen Militärgeschichte zu widerlegen. Die Erste ist die von Michael Roberts 1955 erfundene „Military Revolution“. Sie fand nach Roberts Auffassung in den Jahren von 1560 bis 1660 statt. Die Ablösung der Pike durch die Arquebuse und die Einführung einer höheren Form des militärischen Drills waren seine wichtigsten Exponenten. Andere Autoren und Historiker wie Geoffrey Parker und Jeremy Black nahmen den Stab auf und fanden ihrerseits ganz andere Zeiträume und technische Entwicklungen, die für die „Militärische Revolution“ ausschlaggebend seien. Als relevantes Moment der Revolution werden von allen Autoren vor allem technische Neuerungen genannt, welche die Überlegenheit westeuropäischer Armeen sicherten und zur Vorbildfunktion und zum Export in andere Teile der Welt führten.

Die Theorie der „Militärischen Revolution“ krankt nicht nur an ihrer Namensgebung – es handelt sich schließlich weit mehr um eine Evolution denn um eine Revolution, sondern auch an ihrer eurozentrischen Perspektive. Sie hat jedoch zur Produktion einer Vielzahl und Vielfältigkeit interessanter Forschungen und Literatur geführt.

Die zweite Theorie ist die des „Western Way of War“, die Victor Davis Hanson in seinem gleichnamigen Buch 1989 propagierte. Hanson

ist Professor für alte Geschichte und einer der innovativsten und produktivsten Autoren für antike Militärgeschichte. In „A Western Way of War: Infantry Battle in Classical Greece“ führt der Autor aus, dass die Griechen in der klassischen Zeit eine Kriegführung erfanden, die bis heute bestimmend für die westliche Zivilisation sei und sich gegenüber dem „Oriental Way of War“ als immer überlegen erwiesen habe. Diese Entwicklung dauere seit 2.500 Jahren an und zeichne sich durch eine Vielzahl militärischer Konventionen aus. Bestimmend für den „Western Way of War“ sei unter anderem der Wille zur Entscheidungsschlacht, auch unter der Inkaufnahme hoher Verluste.

Theorie Nummer drei sagt aus, dass die Kultur für die Kriegführung bestimmend sei. Eine Nation habe mithin kaum eine Wahl bei der Art und Weise, wie sie sich zur Wehr setzt oder zum Angriff übergeht. Dieses Diktum stellte der britische Altmeister der Militärgeschichte John Keegan in seinem Buch „A History of Warfare“ (1993, dt. Die Kultur des Krieges) auf. Die Art der Kriegführung sei somit viel weniger eine Frage der Politik als vielmehr eines kulturellen Zwanges. Deswegen seien auch Carl von Clausewitz' Aussagen über den Zusammenhang zwischen Krieg und Politik in seinem Buch „Vom Kriege“ völlig falsch. Keegan trägt in seinem opus magnum eine Fülle von Informationen zusammen, die des Nachdenkens wert sind, seine nahezu obsessive Clausewitz-Kritik nagt jedoch stellenweise an der Seriosität seines Werkes.

Lynns Buch beginnt bereits ungewöhnlich mit drei Seiten „Acknowledgements“. Für fast jedes der acht essayistischen Hauptkapitel hat er sich der Mitarbeit von jeweils einem der führenden Militärhistoriker auf diesem Gebiet versichert. Ein solches Vorgehen verringert die Angreifbarkeit.

Lynn eröffnet im ersten Kapitel mit dem klassischen Griechenland, um Hanson auf seinem eigenen Feld zu schlagen. Er behandelt dann zeitgenössische philosophische und militärische Texte über die Kriegführung in Indien und China, um der Eurozentrierung zu entgehen. Im dritten Kapitel vergleicht er den Anspruch, den die adlige Bevölkerung des Mittelalters an die Kriegführung hatte, mit der blutigen Realität des Hundertjährigen Krieges. Das Kapitel über die frühe Neuzeit vergleicht die Literatur dieser Epoche, in der von Schlachvermeidung und Truppenkonservierung die Rede ist, mit den grausamen Resultaten aus einigen Feldzügen und Schlachten.

Gegenstand des nächsten Kapitels sind die einheimischen Soldaten Indiens – Sepoys – der britischen Ostindienkompanie. Lynn beschreibt, wie aus einem Amalgam aus beiden Kulturen mit bewussten Entscheidungen eine für beide Seiten erfolgreiche, schlagkräftige Ar-

mee geformt wurde. Im Abschnitt über die napoleonischen Kriege – Lynns Spezialgebiet – beschreibt er die Suche des Antagonisten Napoleon nach der Entscheidungsschlacht, die aber wegen der herrschenden Heeresstruktur nur schwer zu finden gewesen sei. Einen großen Teil dieses Kapitels nimmt eine Biografie Clausewitz' ein und eine „Neu“-Besprechung seines Werkes. Im Buch folgt nun ein großer Sprung in den Pazifikraum des Zweiten Weltkrieges. In einem Diskurs über Rassismus im Krieg führt Lynn aus, dass zwar ein erheblicher Rassenhass zwischen Amerikanern und Japanern bestanden habe, dass dieser aber keine Auswirkung auf Schlachten und Operationen hatte. In einer prägnanten Besprechung des „Warplan Orange“, dem Plan zur Invasion der japanischen Hauptinseln, widerlegt Lynn die in einigen neueren Publikationen aufgestellte Behauptung, die Atombomben seien aus rassistischen Gründen auf Japan gefallen und hätten – wäre der Krieg in Europa nicht im Mai beendet worden – niemals auf deutsche Städte fallen können. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit der arabischen Kriegführung und betrachtet im Detail die unterschiedliche Performance der ägyptischen Armee in ihren Kriegen gegen Israel.

Im Epilog plädiert Lynn für einen differenzierteren Umgang mit dem Terrorismus, der „nur“ eine andere Form des Krieges sei. Deswegen wären die Terroristen auch als Kriegsgefangene zu behandeln. Den Terroristen als „böse“ anzusehen, berge die Gefahr, dass seit Jahrhunderten aufgebaute kulturelle Konventionen fallen würden und die Gewaltspirale weiter anzöge. Die Länder, die gegen den Terrorismus kämpften, müssten sich viel mehr einen längeren Atem zulegen, ihren Glauben an technologische Überlegenheit relativieren und den Gedanken an entscheidende Schlachten und Feldzüge aufgeben. Die Argumentation des Autors ist hier besonders unscharf. Seine Schlüsse bedeuten in letzter Konsequenz, dass den Terroristen ein Maß an Verständnis entgegengebracht wird, welches ihre Taten zu einem Teil legitimiert.

Fast jedes Kapitel beginnt mit der Beschreibung einer Schlacht oder eines gewaltsamen Ereignisses, was beim Leser Spannung und Interesse erzeugt. Bereits im Vorwort kündigt Lynn an, sich jeglicher abgehobener Sprache enthalten zu wollen. Die Ankündigung hält er konsequent durch. Das Resultat ist ein sehr gut lesbares Buch mit einer Konzeption, die sich in der deutschen Historiografie wohl leider nicht so schnell durchsetzen wird.

Nur in den Kapiteln, die das Spezialgebiet des Autors betreffen, und in dem Kapitel über die chinesische und indische Kriegführung sind ausreichende Quellen zu finden, welche die Beweisführung des Au-

tors in jedem Punkt stützen. In den anderen Fällen arbeitet Lynn meist anhand der Literatur. Mit seinen ausgewählten Beispielen gelingt es ihm erwartungsgemäß, die drei Theorien der „Military Revolution“, des „Western Way of War“ und der „Kultur des Krieges“ zu widerlegen. Lynn macht deutlich, dass Veränderungen in der Kriegführung nicht deterministisch von technischen Innovationen abhängig zu machen sind, dass es eine westliche Art der Kriegführung im Vergleich zur orientalischen nicht gegeben habe, sondern beide in unterschiedlichen Epochen Merkmale der anderen aufwiesen. Die Kriegskultur sei zwar ein wichtiger Aspekt für die Kriegführung einer Nation, aber wie in einem „kulturellen Menü“ gebe es immer Wahlmöglichkeiten, so dass bestimmte Entscheidungen und Entwicklungen nicht unausweichlich seien.

Lynns Buch mag leicht an Quellen sein, es ist jedoch schwer an Ideen und Theorien, die über jeglichen Tellerrand hinausgehen. Allein die unterschiedliche Wahl der Methodik für die einzelnen Essays ist interessant. Dabei sind keineswegs alle Kapitel wegen der mangelnden Quellenkritik und selektiven Faktenauswahl überzeugend. Obwohl der Autor einen sozial- und kulturwissenschaftlichen Ansatz verfolgt, kommt die Beschreibung des „grausamen Krieges“ nicht zu kurz. Lynn macht deutlich, dass in der modernen Historiographie manchmal vergessen wird, dass Militärgeschichte immer etwas mit Kampf zu tun hat: „ [The book] Battle will not forget that the ultimate fact of military history is combat, actual fighting with all its danger and its heavy costs.“

*Jörg Muth*

|